

**mare**



Adwin de Kluyver

# NIEMANDS- LAND

Eine antarktische Entdeckungsreise

Aus dem Niederländischen  
von Bärbel Jänicke

**mare**

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel *Niemand्सland*.  
*Een Antarctische ontdekkingsreis* bei Uitgeverij Unieboek | Het Spectrum bv., Amsterdam.

Copyright © Adwin de Kluiver, 2021

Der Verlag dankt der Niederländischen Literaturstiftung  
für die Förderung der Übersetzung.

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des  
Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2024

© 2024 by mareverlag, Hamburg

Einbandgestaltung Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag

Einbandmotiv JDawnInk/iStock by Getty Images

Typografie Iris Farnschläder / mareverlag

Karten Peter Palm, Berlin

Schrift Quadraat

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-709-3



[www.mare.de](http://www.mare.de)

Der Pinguin bin ich.

Andrej Kurkow,  
*Picknick auf dem Eis*, 1999



Dort endet alles  
und endet es nicht:  
Dort beginnt alles.

Pablo Neruda, »Piedras Antárticas«,  
in: *Las Piedras de Chile*, 1961



Es war zweifellos die schlimmste Prüfung,  
die wir durchgestanden haben, seit wir  
den Bauch unserer Mütter verlassen hatten.

Nobu Shirase,  
*Nankyoku tanken*, 1913



## INHALT

|                                              |     |
|----------------------------------------------|-----|
| Reisenotizen 1 – Banzai                      | 9   |
| Enderby-Insel, Neuseeland – ein Kanu         | 19  |
| Reisenotizen 2 – zur Unterseite              | 25  |
| Monte Campana de Roldán, Chile – eine Straße | 35  |
| Reisenotizen 3 – landkrank                   | 45  |
| Südlicher Ozean – nihil: nichts              | 53  |
| Reisenotizen 4 – Poesie                      | 71  |
| Cave Cove, Südgeorgien – ein Vogel           | 77  |
| Reisenotizen 5 – blutrot                     | 95  |
| Hamilton, Vereinigte Staaten – zwei Löcher   | 105 |
| Reisenotizen 6 – Pub                         | 127 |
| Moskau, Russland – eine Utopie               | 135 |
| Reisenotizen 7 – Landsäugetiere              | 145 |
| Der Südpol – die Hunde                       | 153 |
| Reisenotizen 8 – einsam                      | 181 |
| Ross-Schelfeis – das Zelt                    | 189 |
| Reisenotizen 9 – Gestank                     | 205 |
| Kap Adare – ein Menschlein                   | 211 |
| Reisenotizen 10 – Foto                       | 227 |
| Discovery Inlet – die Jagd                   | 235 |
| Reisenotizen 11 – Flagge                     | 251 |
| Neuschwabenland – eine Swastika              | 259 |
| Reisenotizen 12 – Desillusion                | 277 |
| Stonington Island – eine Frau                | 285 |
| Reisenotizen 13 – Zeit                       | 303 |
| Apollo 17 – eine Oberseite                   | 315 |
| Reisenotizen 14 – Nachschrift                | 327 |

## ANHANG

Ein Auswahlverfahren 335

Eine Bibliografie 355

Ein Bildquellenverzeichnis 357

Ein Register 359

Viten 367



## REISENOTIZEN 1

### BANZAI

Der Kapitän gibt eine Sturmwarnung aus. Alle Luken dicht und die Ventilatoren abschalten. Unter Deck ist das Schiff jetzt ein schwach beleuchteter segelnder Bunker. Die acht Meter hohen Wellen greifen, lecken und brechen über den Dreimaster. Immer wieder stürzt die Bark in ein Wellental, richtet sich auf und nimmt zuversichtlich den nächsten Anstieg in Angriff. Das Hauptdeck wird von einer wütenden Wassermasse überspült. Die Gangborde haben sich in einen wild wirbelnden Fluss verwandelt, der alles auf seinem Weg mit sich reißt. Nur auf den oberen Decks können wir noch stehen; ein Gurtgeschirr mit einem Haken verbindet mich mit dem Schiff. Der Horizont ist unauffindbar. Immer wieder schaue ich zu den Wasserwänden hinauf, die sich nähern und das Schiff gerade noch rechtzeitig anheben. Es ist Furcht einflößend und aufregend zugleich.



Am besten gestehe ich es gleich ein. Lange Zeit wollte ich gar nicht nach Antarktika. Zu weit weg, zu teuer, zu wenig Kultur. Von klein auf war ich vom hohen Norden fasziniert, nicht vom Süden. Ich stapfte an Steilküsten entlang und durch die Tundra, sauste mit Hundeschlitten durch ewig singende Wälder und pinkelte meinen Namen in den Schnee, während das Nordlicht über meinem Kopf tanzte. Nachdem ich Historiker geworden war, begann ich mich professionell in die Kulturgeschichte von Polreisen und Heldentum zu vertiefen. Was sagten all die Polhelden und Entdeckungsreisen eigentlich über die Zeit aus, in der sich diese Geschichten abspielten? Wie kamen diese spannenden Reiseberichte zustande, was

machte jemanden zu einem Helden, und warum brauchten wir damals Polhelden? In derartige Fragen.

Durch den einen Pol kam ich mit dem anderen in Berührung. Mögen der Nordpol und der Südpol auch zwei Extreme sein, so sind der äußerste Norden und der tiefste Süden doch miteinander verbunden, und sei es nur, weil sich die Erde an beiden Orten um ihre eigene Achse dreht. Die scheinbar entlegensten Winkel der Welt sind eigentlich zwei Mittelpunkte. Schon die alten Griechen sahen diese Gegensätzlichkeit und diese Verbundenheit zwischen der Ober- und Unterseite der Erdkugel. Den Norden nannten sie *arktikos*, nach dem Sternbild des Großen Bären; der Süden hieß *antarktikos*, das dem »Land des Bären« Gegenüberliegende.

Die beiden Pole teilen eine Ideengeschichte der Spekulationen und Imaginationen. Die gefrorenen Enden der Welt erweisen sich bis heute als ein ideales unbeschriebenes Blatt, auf das Dichter und Denker, Wissenschaftler und Machthaber, Entdeckungsreisende und Glückssucher ihre Ideen, Ängste, Fantasien, Träume und Ideologien projizieren.

Aber es gibt auch viele Unterschiede: Das arktische Gebiet ist ein Ozean umgeben von Land, das antarktische Gebiet ist eine Landmasse umgeben von einem Ozean.

Im Norden wohnen rund um den 60. Breitengrad noch jede Menge Menschen. Dort liegen große Städte wie Oslo, Stockholm, Helsinki, Tallinn, Sankt Petersburg und Murmansk. Im hohen Norden leben mehrere indigene Völker – Inuit, Yupik, Aleuten, Nenzen und Sami –, jedes mit seiner eigenen Geschichte und Kultur. Und es gibt bis in hohe Breitengrade wirtschaftliche Aktivität; auf Spitzbergen wird Kohle abgebaut, oberhalb von Russland fahren Schiffe über die kürzeste, mittlerweile eisfreie Route nach Asien.

Nicht so im äußersten Süden. Dort liegen um den 60. Breitengrad nur unbewohnte Inseln. Mineralien werden dort nicht gewonnen. An der Küste des antarktischen Kontinents gibt es tierisches Leben, aber inmitten der Landmasse ist kein Mensch, kein Tier und keine Pflanze zu finden, abgesehen von ein paar Wissenschaftlern, die zeitweilig in der künstlichen Umgebung einiger gut geheizter Polarstationen überleben. Ansonsten ist es öde: Dort wächst nichts, es gibt keinen Schutz, keinen Brenn-

stoff, kein flüssiges Wasser. Die antarktische Eiskappe ist eine Wüste, in der es wenig zu sehen gibt und es wesentlich kälter ist als im arktischen Gebiet. Ein Mensch hat dort wenig zu suchen.

Und doch kreuzte der Süden meinen Weg. Während meiner Recherchen über Polreisende stieß ich auf einen Entdeckungsreisenden, der eine unbedeutende Expedition unternommen hatte und in seinem Heimatland dennoch zu einem Polhelden geworden war. Nobu Shirase war sein Name, ein Japaner, der ebenso wie Roald Amundsen und Robert Falcon Scott in den Jahren 1911 und 1912 versucht hatte, den Pol zu erreichen, dem es aber, im Gegensatz zu dem Norweger und dem Briten, nie gelungen war, in den Kanon der antarktischen Geschichte einzugehen. Ich las seinen offiziellen Reisebericht. Mithilfe eines Übersetzungsprogramms studierte ich die Forschungsberichte zur Expedition. Ich starrte auf die eingezeichnete Landkarte, die die Japaner nach der Reise zur Royal Geographical Society in London geschickt hatten. Ich entdeckte sogar einige Haikus, die Nobu Shirase unterwegs in sein Notizbuch gekritzelt hatte.

Der Ton des offiziellen japanischen Expeditionsberichts und Nobu Shirases persönlicher Erinnerungen gefiel mir, er war zurückhaltender als die oftmals heroischen Reiseberichte aus dem Westen. Während die europäischen Polreisenden ihren eigenen Heldenmut in Superlativen besangen, staunte Shirase vor allem. Dass er letztlich nie den Südpol erreichte, tat für ihn und für das japanische Volk eigentlich nichts zur Sache. Die hellauf begeisterte Menge von Zehntausenden Menschen, die den neuen japanischen Polhelden am 20. Juni 1912 empfing, wollte von einem Scheitern nichts wissen.



Wer war dieser obskure Polreisende? Nobu Shirase wurde 1861 in dem kleinen Städtchen Konoura, dem heutigen Nikaho, im Nordwesten Japans geboren. Er war der älteste Sohn eines buddhistischen Priesters, der im Jorenji-Tempel seinen Dienst versah. Von klein auf war Nobu dazu bestimmt, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Doch der Junge hatte andere Pläne; die aufregenden Berichte von Nordpol-Expeditionen

waren sogar bis in das Kloster im abgelegenen Konoura vorgedrungen. Sein Hausarzt Doktor Sessai Sasaki, der zugleich auch sein Lehrer war, erzählte ihm Geschichten über große Entdeckungsreisende. Der kleine Nobu lernte von seinem Schulmeister Sasaki, dass Mut, Beharrlichkeit und Geduld wichtige Eigenschaften sind.

Wie den jungen Roald Amundsen auf der anderen Seite der Welt faszinierte auch Nobu Shirase das mysteriöse Verschwinden der englischen Expedition unter John Franklins Leitung, die sich mit den Schiffen *Terror* und *Erebus* auf die Suche nach der Nordwestpassage – der Schifffahrtsroute über Kanada und Alaska – begeben hatte. Der angehende Mönch war fest entschlossen, selbst Polreisender zu werden. Er verließ das Kloster und trat in die Armee ein.

Japan erlebte zu dieser Zeit, im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, eine Phase der Aufklärung. Der Shogun, der oberste militärische Führer des Landes, wurde abgesetzt und die Macht des Kaisers erneuert. Japaner durften nach einer Zeit der erzwungenen Isolation wieder ins Ausland reisen. Technologie und Wissenschaft wurden unter der Führung von Kaiser Meiji zu bedeutenden Pfeilern der modernen Gesellschaft.

Dank dieser neuen Offenheit konnte der Soldat Nobu Shirase zwischen 1893 und 1895 seine erste Polarerfahrung machen. Nach einem Abkommen mit den Russen waren die Chishima-Inseln in die Hände Japans gefallen. Diese Inselgruppe, heute wieder russisch und als die Kurilen bekannt, erstreckte sich vom äußersten Norden Japans bis zur Insel Kamtschatka im Nordosten Russlands. Eine kleine Armee-Einheit unter der Führung von Shirase erkundete die neuen Inseln mit einem Ruderboot, doch die Besatzung war dem subarktischen Klima unzureichend gewachsen. Im Lauf zweier Winter erlagen dreizehn Soldaten der Einheit ihren Erfrierungen und dem Skorbut. Nobu Shirase aß während der letzten Überwinterung seinen eigenen Hund und war einer der beiden Überlebenden der Expedition. Trotz der Entbehrungen wollte er noch einmal in den Norden.

Einige Jahre später heuerte Nobu Shirase, der inzwischen Reservist war, auf einem Schiff an, das in Alaska auf Seehundjagd ging. Er arbeitete ein Jahr lang als Jäger in Point Barrow, der nördlichsten Siedlung der



Porträt von  
Leutnant  
Nobu Shirase,  
veröffentlicht  
vor der Antarktis-  
Expedition

Vereinigten Staaten und dem einst angestrebten Ziel der auf mysteriöse Weise verschollenen Expedition unter Leitung von John Franklin.

Shirase fand, dass er nun über genügend Polerfahrung verfügte, um selbst auf Expedition in den Norden zu gehen. Bis in den Zeitungen plötzlich nur noch über Frederick Cook und Robert Peary berichtet wurde, die beide behaupteten, 1908 und 1909 den Nordpol erreicht zu haben. Der Hauptpreis im Norden war also schon vergeben. Nobu Shirase fasste sich ein Herz und entschied sich, seinen Blick nach Süden zu richten. Robert Falcon Scott und Ernest Shackleton hatten zu Beginn des Jahrhunderts bereits einen Versuch gewagt, den 90. Grad südlicher Breite zu erreichen, waren aber gescheitert. Nun würde er, Nobu Shirase, dem japanischen Kaiserreich den Südpol hinzufügen.



Obwohl ich während meiner Recherchen zu Polreisen und Heldentum nur einen Blick auf den japanischen Antihelden erhascht hatte, schloss ich Nobu Shirase ins Herz; wegen seines Tatendrangs, seiner Schnitzer und seines tragischen Untergangs. Es war wie eine Verliebtheit in der Schulzeit. Ein einziger Moment mit Blickkontakt genügte, um eine jahrelange Obsession zu entfachen. Ich fasste den Entschluss, den Spuren der Expedition von Shirase-san zu folgen.

Doch wie kam ich nach Antarktika? Ich wandte mich an die Niederländische Organisation für Wissenschaftliche Forschung (NWO), die ein Labor auf dem Gelände der britischen Forschungsstation Rothera auf der Antarktischen Halbinsel unterhält. Diese Forschungseinrichtung heißt Dirck-Gerritsz-Labor, benannt nach einem niederländischen Kaufmann, der im 16. Jahrhundert die südlichen Meere befuhr. Ich hatte alle möglichen futuristischen Vorstellungen von einem Südpol-Labor, doch auf den Fotos auf der NWO-Website sah ich, dass die Anlage aus vier Seecontainern bestand. Von denen immerhin jeder einen eigenen Namen trug: Frohe Botschaft, Glaube, Liebe und Hoffnung.

Ich schrieb der NWO, dass ich als Historiker an einem Buch darüber arbeite, wie man sich Antarktika im Lauf der Jahrhunderte vorgestellt hat. Wäre es wohl möglich, das einzige Stückchen antarktischen Vaterlandes, in der Größe von vier Seecontainern, zu besuchen? Willem-Alexander, wohlgemerkt auch ein Historiker, war bereits dort gewesen. Als Forscher zur Entstehung des kulturhistorischen Bildes der Polarregionen könne ich dem, was unser König bereits geleistet hat, sicherlich noch etwas hinzufügen.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten:

Leider ist es aufgrund der hohen Kosten, die mit dem Zugang zu Rothera verbunden sind, nur möglich, Wissenschaftler zur Station zu entsenden. Auch im Rahmen der niederländischen Gesetzgebung zum Schutz von Antarktika kann außer Wissenschaftlern keinem Menschen Zugang zum Festland von Antarktika gewährt werden.

Ach ja, und viel Erfolg mit Ihrem Buch, fügte der Chef der Seecontainer noch hinzu. Ein Historiker war also offenbar mehr Mensch als Wissenschaftler? Ich rief an und erläuterte meinen Plan nun etwas detaillierter.

Ich wollte ein Buch schreiben, in dem ich die Kulturgeschichte von Antarktika anhand historischer Schlüsselfiguren skizzierte. In meinen historischen Porträts würde ich stets zwischen Intimität und Distanz hin- und herwechseln, sodass die Figuren sowohl eine persönliche als auch eine universelle Geschichte erzählten. Mit anderen Worten: Es war zwingend notwendig, dass ich, als Verfasser der Kulturgeschichte der Unterseite der Welt, meinen Gegenstand mit eigenen Augen zu sehen bekam. Ich musste und würde nach Antarktika kommen. Um die Leere zu sehen, um sie zu begreifen.

Zu guter Letzt stammelte ich noch etwas über das Generieren von Goodwill für die Polarforschung in der breiten Öffentlichkeit und positive Publicity für die NWO. Mit anderen Worten: Ich würde den Bürgern zeigen, was irgendwo sehr weit weg mit ihren Steuergeldern passierte.

Vergebens, an einem Chronisten bestand bei der NWO kein Bedarf. Die Naturwissenschaftler behielten die Antarktis lieber für sich. Rothera wirkte wie eine abgeschottete russische Stadt aus Sowjetzeiten.

Ich beschloss, andere Wege in den Süden zu suchen, und landete auf der Couch eines Polveteranen in einem Groninger Bungalow. Der Biologe war düsterer Stimmung. Nicht wegen der Zukunft der Erde, sondern wegen seiner Wissenschaftlerkollegen, die dieser Tage alle an Klimakummer litten. Einige brachen sogar über das Abschmelzen der arktischen oder antarktischen Eiskappen öffentlich in Tränen aus. Sah denn niemand, dass es schon immer Klimaschwankungen gegeben hatte? Ich hielt mich bedeckt und nickte wie ein entschiedener Klimawandelleugner; sonst würde ich es nie bis zum Südpol schaffen. Er werde mich einer auf Antarktis-Kreuzfahrten spezialisierten Reederei empfehlen, zu der er gute Beziehungen habe. Vielleicht könne ich als Wissenschaftler mitfahren und unterwegs Vorträge halten.

Nach langwierigem E-Mail-Verkehr meldete ich mich in der seeländischen Zentrale des betreffenden Kreuzfahrtunternehmens, wo mich der Reeder persönlich in seinem mit historischen Karten dekorierten Büro

empfang. Er zeigte mir eine Karte der Magellanstraße aus dem 17. Jahrhundert, auf der eine niederländische Siedlung eingezeichnet war. Vielleicht wisse ich ja etwas über diese Landsleute? In der Hoffnung auf grünes Licht suchte ich nach unserem Gespräch mehrere Tage lang nach dem genauen Standort eines niederländischen Ankerplatzes in Patagonien. Der Ort auf der Karte erwies sich als Cordes-Bucht, eine Begräbnisstätte für 120 verstorbene Besatzungsmitglieder einer Ost-Expedition der Rotterdamer Compagnie. Diese Expedition war im Jahr 1598 mit den Schiffen *Het Geloof* (Der Glaube), *De Hoop* (Die Hoffnung), *De Liefde* (Die Liebe), *De Trouwe* (Die Treue) und *De Blijde Boodschap* (Die Frohe Botschaft) aus Rotterdam ausgelaufen; und an Bord war doch tatsächlich der Namensgeber des niederländischen Polarlabors – Dirck Gerritszoon. Der Reeder teilte mir mit, dass ich in zwei Jahren als Mitarbeiter an einer Antarktis-Expeditionskreuzfahrt zum Rossmeer teilnehmen könne. Mit einem Hubschrauber könne ich sogar die Eiskappe besuchen. An Bord solle ich dann Vorträge halten, aber es wurde auch erwartet, dass ich die kapitalkräftigen älteren Passagiere bei ihren Landgängen begleite. Wozu ich mir dann die noble Kunst des Zodiacfahrens aneignen müsse. In einer Bootsfahrschule in Scheveningen erkundigte ich mich schon einmal nach den Möglichkeiten, einen Zodiac-Führerschein für Polführer zu erwerben. Leider hörte ich danach nie wieder etwas von der Reederei. Auch andere Anbieter von Expeditionsreisen reagierten nicht auf meine Anfragen. Mir selbst ein Hin- und Rückfahrticket zur Eiskappe zu buchen – zu einem Preis in der Höhe eines durchschnittlichen Jahreseinkommens –, lag leider außerhalb meiner finanziellen Möglichkeiten.

Ich beschloss, meinen Plan über Bord zu werfen und zunächst nach Japan zu reisen, um in die Fußstapfen meines Polreisenden zu treten, der im Südpolgebiet auch schon nicht besonders erfolgreich gewesen war. Warum wollte er eigentlich zum Südpol, warum wollte ich nach Antarktika?





Ich erstellte einen Reiseplan. Ich würde Nobu Shirases Geburtshaus besuchen, das Kloster, in dem er aufgewachsen war, das Museum, das seiner Expedition gewidmet war, sein Grab. In Tokio würde ich in das japanische Polarinstitut und das Polarmuseum gehen. Und unterwegs würde ich mich in das Verhältnis der Japaner zu Eis, Schnee und Kälte vertiefen. Auf meinem Smartphone hatte ich schon eine App eingerichtet, die mithilfe der Kamera verschiedene Sushi-Typen erkennen konnte.

Dann erhielt ich völlig unerwartet eine Antwort auf eine E-Mail, die ich sechs Monate zuvor an eine andere Reederei geschickt hatte, ohne je eine Reaktion darauf erhalten zu haben. Wenige Tage später saß ich in einem Rotterdamer Hotel einem wettergegerbten Seemann gegenüber, der mich einer Musterung unterzog. Bei Interesse könne ich mit nach Antarktika, auf der *Europa*, einem Dreimaster, der einst als Leuchtschiff in der Elbmündung gedient hatte und nun die südlichen Meere befuhr. Die Bark war 1911 gebaut worden. Ich sprang auf, denn 1911 war das Jahr, in dem Nobu Shirase mit der *Kainan-Maru*, ebenfalls einem Dreimaster, Antarktika erreicht hatte. Eine passive Kreuzfahrt würde es nicht werden, betonte mein Gegenüber. Alle an Bord der *Europa* gehörten zur Besatzung, und auch von mir wurde erwartet, mit anzupacken. Es mussten immerhin fünfundzwanzig Segel gehisst werden. Die Bark sollte vom argentinischen Hafen Ushuaia aus in See stechen, und die Segel-Expedition würde gut drei Wochen dauern. Ich stieß einen japanischen Freudenschrei aus: »Banzai!« Wie Nobu Shirase würde ich mit einem Segelschiff nach Antarktika fahren.



Bering-  
meer

NORD-  
AMERIKA



HAWAII

Pazifischer Ozean  
(Stiller Ozean)

Äquator

FIDSCHI

RÄROTONGA

TAHITI

AUSTRALIEN

Südsee

OSTER-  
INSEL

NEUSEELAND

ENDERBY-INSEL

0 500 1000 1500km



# ENDERBY-INSEL, NEUSEELAND

## EIN KANU

50°50'S, 166°28'O

Es ist Montag, der 22. Juni 1998. Auf Enderby, der nördlichsten Insel des neuseeländischen Auckland-Archipels, weht ein stürmischer Wind, ab und zu hagelt es. Es ist der kürzeste Tag in der südlichen Hemisphäre. Vor der Küste liegt die *Breaksea Girl* vor Anker, eine stählerne Motorjacht mit zwei Masten. In den niedrigen Dünen, etwa 25 Meter von der Küstenlinie entfernt, knien vier Männer und eine Frau auf dem Boden. Fünf Spaten berühren vorsichtig den kargen Sandboden der Sandy Bay, der geschützten Bucht auf der Südseite der Enderby-Insel. Zehn Hände untersuchen den Boden in einer Tiefe von 35 Zentimetern. Dunkelgrauer Sand und Holzkohlereste wechseln sich ab. Die dunklen Holzkohleabdrücke weisen ein Muster auf. Je weiter sich die Schaufeln Schicht für Schicht vorgraben, desto mehr Kohlereste kommen zum Vorschein, und es zeichnet sich ein deutlicher Kreis ab. Hier muss früher eine große Feuerstelle gewesen sein, stellen die fünf Forscher fest. Kein spontaner Naturbrand, sondern ein Feuer, das regelmäßig von Menschenhand entzündet wurde, von Menschenmündern angefacht, um Mägen zu füllen und Körper zu wärmen. An den Rändern der Feuerstelle finden die Forscher Muschelschalen, den Schädel eines jungen Seelöwen und die zerbrochenen Knochen von Albatrossen, Sturmvögeln und Gelbaugenpinguinen.

Später, im Labor der Nationalen Universität von Australien in Canberra, analysieren sie die Holzkohlereste. Freudig stellen sie fest, dass die Brände viel älter sind als gedacht. Lange bevor sich weiße Gesichter vor den südlichen Küsten zeigten, waren dort, 500 Kilometer südlich von Neuseeland, wo die Antarktis beginnt, in prähistorischer Zeit Menschen gesegelt, hatten dort gewohnt und gejagt. Der Beweis ist erbracht.

Die Polynesier gaben es vom Vater an den Sohn, von der Mutter an die Tochter weiter: eine Karakia, eine gebetsartige Beschwörung, über die Reisen der Alten und die Wunder und Gefahren der Welt.

Unser Vorfahr erzählt vom tiefen Süden ...

Unser Vorfahr erzählt von den vielen Reisen ...

Tawhirimatea, der Gott der Winde, entbrannte nach dem erzwungenen Abschied von seinen Eltern in heftigem Zorn und erschuf seine eigenen Nachkommen.

Und dann kam das Kind Papawaihau tutu, und es gab Eisstürme ...

Und dann kam das Kind Papakawaipapa, und es gab Eis ...

Und dann kam das Kind Papawaitoka, und es gab Eisblöcke ...

Und dann kam das Kind Papawaikohatu, und es gab Felsen aus Eis ...

Und dann kam das Kind Hukarerenui, und es gab Schlagschnee ...

Und dann kam das Kind Hukarereroa, und es gab den langen Winterschnee ...

Und dann kam das Kind Hukarerewhanui, und es gab aufwehenden Schnee ...

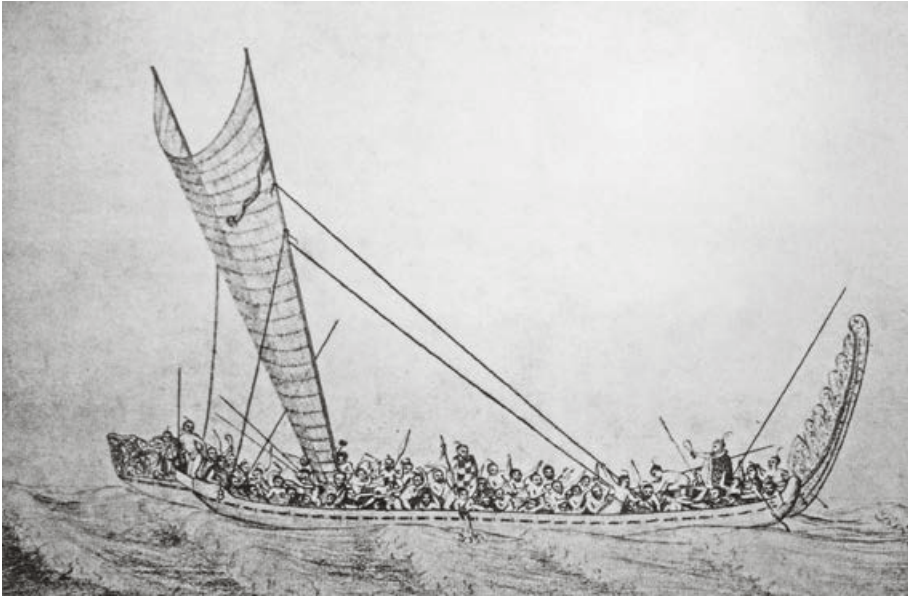
Und dann kam das Kind Hukarereputuputu, und es gab aufgehäuften Schnee ...

Und dann kam das Kind Paphuri iho, und es gab wieder gefrorenen Schnee ...

Und dann kam das Kind Papawaipukupuku, und es gab Berge aus Eis ...

Vor achtundvierzig Generationen – im Jahr 650, wie der weiße Mann es nennt – begann mit einem jungen Krieger die Ära der langen Reisen. Ui-te-rangiora war sein Name, oder »Er, der aus dem Himmel gekommen war«. Er war kein Gott, nicht einmal ein Halbgott, aber er war von ihnen gesandt worden, um die Welt zu entdecken.

Aber zunächst musste er Krieg führen. Um ein pāi – ein großes Kanu – zu bauen, brauchte er einen großen Baum. Auf der Insel Rarotonga ließ Ui-te-rangiora seinen Blick auf den heiligen Baum Te Tamoko-o-te-Rangi fallen. Er tötete die Anführer des Stammes, die den Baum verehrten; sie waren allesamt Nachkommen von Taakura und Ari. Um das besiegte Volk zu demütigen, verarbeitete er die Gebeine ihres Oberhauptes in einem Kiel.



Kriegskanu der Maori, Zeichnung von Herman Spöring, 1770

Seine Männer sangen und beteten vor dem Baum und fällten ihn. Dann rollten sie ihn über einen Pfad aus Baumstämmen zur Küstenlinie. Ein Jahr lang arbeiteten sie am Aushöhlen des Stammes. Ui-te-rangiora nannte das Kanu *Te-ivi-o-Atea*, die Gebeine von Atea, nach dem Häuptling, der über den heiligen Baum gewacht hatte.

Mit den Gebeinen ihrer besiegten Gegner schlugen fünfzig Männer hölzerne Trommeln, als sie sich unter der Führung von Ui-te-rangiora auf den Weg machten. Rarotonga sollte den Krieger nie wiedersehen. Den Gesängen und Geschichten der Polynesier zufolge besuchte er jeden Ort auf Erden.

Jahr um Jahr fuhr Ui-te-rangiora mit seinen Männern umher, den Wind im dreieckigen Segel, die Paddel in den Wellen. Er entdeckte Tangi-te-pu, Rara, Nu-pango, Avaiki, Uru-pukapuka-nui, Te-Rauao, Panipani-ma-ata-one-okotai, Tonga-pirita, Amama, Porapora und Rapa-nui. Wo all diese Inseln lagen und was ihre Namen bedeuteten, wussten die vielen Generationen nach ihm oft gar nicht mehr.

Die weißen Europäer würden den Inseln später Namen wie Neuseeland, Hawaii, Tonga, Samoa, Tahiti und Osterinsel geben. Westliche Kartografen würden dieses Tausende Kilometer lange und breite Gebiet das polynesisches Dreieck nennen. Ein Gebiet, das sich im Stillen Ozean zwischen Asien, Amerika und Australien erstreckt.

Unterwegs aßen Ui-te-rangiora und seine Männer *masi*, eine aus Brotfrüchten gekochte Paste, und aus Pfeilwurzeln zubereiteten Kuchen. Trinkwasser nahmen sie in Bambusköchern mit. Kokosnüsse boten ihnen Nahrung und Flüssigkeit. Sie kauten auch Kokablätter, um Meerwasser trinken zu können. Aus trockenen Reisigbündeln machten sie auf den Inseln Feuer. Für sich selbst wiederholten sie die Abschiedsbotschaften, die ihnen die auf Rarotonga Zurückgebliebenen nachgerufen hatten: Lasst es euch wohl ergehen und kehrt zurück.

Zurück nach Hause kehrten Ui-te-rangiora und seine Mannschaft nicht mehr. Immer wieder gab es die Verheißung einer neuen Insel jenseits des Horizonts. An Bord des Kanus hielten zwei Seefahrer ihre Entdeckungen fest. Sie spannten Fäden auf einen Holzrahmen. Zweige und Muscheln markierten die Inseln, die Meeresströmungen und die Richtung der Passatwinde.

Ui-te-rangiora blickte empor. Die Sterne über dem tiefen Ozean änderten ständig ihre Position. Manchmal gab Hoku-paa, der nördliche Stern, die Richtung an, dann wieder folgte Ui-te-rangiora Newe, dem südlichen Stern. Manchmal schien das Firmament unter Newe des Nachts in Flammen zu stehen. Grüne Lichtblitze zogen über den Himmel. War das ein Zeichen dafür, dass ein Gott dort seinen Tempel hatte? Erstaunt starrte Ui-te-rangiora auf dieses Schauspiel göttlicher Pracht. Er zeigte auf Te Kahui, das Kreuz des Südens, und die Strömung und der Nordwestwind nahmen Te-ivi-o-Atea mit in kältere südliche Gewässer. Die bitteren Winde und beißenden Wellen peinigten die Männer im Kanu.

Ui-te-rangiora sah das lange Seegras. Auf dem Meeresgrund musste eine Frau leben, deren Flechten in den Wellen schwebten. Am Horizont erschienen völlig kahle Berge, deren Spitzen die Wolken durchbohrten. Im Meer trieben kalte weiße Felsen, die sich manchmal in zwei Teile spal-

teten. Um das Kanu herum schwammen Kreaturen, die in große Tiefen tauchten. Einige atmeten aus dem Rücken, andere hatten lange Zähne. Hier musste der Maraki-hau wohnen, der halb Mensch, halb Fisch war und mit seinen Elfenbeinspeeren kämpfte.

Ui-te-rangiora und seine Männer kamen an neblige und dunkle Orte, die nie ein Sonnenstrahl erreichte. Nur die grünen Flammen am Himmel erhellten diese Orte. Das sich bewegende Kreuz des Südens bewies, dass es die Zeit noch gab. Das Meer wurde kälter und kälter, bis das Wasser erstarrte und das pāi stoppte. Tawhirimatea, der Gott der Winde, hatte sie bis ans Ende der Welt geblasen. Ui-te-rangiora nannte den gefrorenen Ozean Te tai-uka-a-pia: Das Meer, das so weiß ist wie die abgeschabten Teilchen der Pfeilwurzpflanze.

Wegen des Eises konnten sie nicht weiterfahren, also kehrten sie um. Das Wasser wurde wärmer. Es gab wieder einen Tag und eine Nacht. Sie legten in einer sandigen Bucht an, schleppten das pāi den Strand hinauf und machten ein Feuer, um ihre steifen Glieder zu wärmen. Sie fingen Vögel, sammelten Muscheln und töteten einen Seelöwen. Und während sie wieder zu Kräften kamen, sprach Ui-te-rangiora. Wir haben die Wunder der Welt gesehen, sagte er, der Ozean gehört jetzt uns, von den warmen blauen Wellen bis zu der grimmigen Küste. Mögen andere uns zu den eisigen Felsen und den treibenden weißen Ländern folgen, wir haben den Weg gewiesen.